



<b>Intro/Impressum</b>	<b>5</b>
<b>Kopf auf Distanz</b>	<b>6</b>
<b>Dauernder Wandel</b>	<b>10</b>
<b>Gut beschuht</b>	<b>12</b>
<b>Von Kunstpausen und Lichtblicken</b>	<b>16</b>
<b>Eumel im Hinterhof</b>	<b>18</b>
<b>Der geheime Garten von Marrakesch</b>	<b>20</b>
<b>Kunst und Chlorophyll</b>	<b>22</b>
<b>Das Bachhaus in Eisenach</b>	<b>26</b>
<b>Krisenmanagement</b>	<b>29</b>
<b>Wie ein Stück von Mozart</b>	<b>30</b>
<b>Teure Späße</b>	<b>32</b>
<b>Shortcuts</b>	<b>34</b>



# SCHUH *stories*

29. März – 5. Juli 2020

**Knauf-Museum Iphofen**

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 0 93 23 / 31 - 0

Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 - 17 Uhr, So. 11 - 17 Uhr • [www.knauf-museum.de](http://www.knauf-museum.de)

# MAD

## MUSEUM AM DOM WÜRZBURG



[www.museum-am-dom.de](http://www.museum-am-dom.de)

# AU FB RU CH

## Kunstpreis 2020 der Stadt Marktheidenfeld

**Bewerbung bis 10. September**

Infos unter: [www.marktheidenfeld.de](http://www.marktheidenfeld.de)



Juni/Juli 2020

5

## Intro

Trotz aller Pandemien hier nun noch was Wichtiges: Wir sind nicht allein im Universum.

Unsere Heimatgalaxie hat einen Durchmesser von 100 000 Lichtjahren und, uns eingeschlossen, mindestens 100 Milliarden Sterne. Es könnten auch 300 Milliarden sein. Eine aktuelle Studie der Universität von Nottingham liefert nun das sensationelle Resultat. Das Ergebnis einer Arbeit, die nun im „The Astrophysical Journal“ veröffentlicht wurde, zeigt, daß in unserer Galaxis vermutlich 36 intelligente, technische Zivilisationen ihr Zuhause haben. Wo auch immer. (Ob Außerirdische bereits unter uns leben, was zu vermuten ist, wurde nicht untersucht.)

Die Methode zur Schätzung der Anzahl intelligenter Zivilisationen beruht darauf, so Tom Westby, der Erstautor der Studie, daß „Werte in Bezug auf das Leben erraten werden, wobei die Meinungen zu solchen Themen sehr unterschiedlich sind“. Neue Daten „lieferten eine solide Grundlage der Schätzung der Anzahl der Zivilisationen in unserer Galaxie“. Warum gerade 36? Ein Kriterium waren Berechnungen des Metallgehalts der Sterne, welcher eine gewichtige Rolle spielt bei der Entwicklung von Planeten. Nach Meinung von Christopher Conselice, Professor für Astrophysik an der Universität Nottingham, welcher die Forschung leitete, dauert es fünf Milliarden Jahre, bis sich intelligentes Leben auf anderen Planeten bildet. (Vermutlich steht die Entwicklungsphase unseres Planeten diesbezüglich noch ganz am Anfang.)

Die Idee dabei ist, die Annahmen einer Evolution, aber auf einer kosmischen Skala. Die Berechnung trägt den klingenden Namen „die astrobiologische kopernikanische Grenze“. Wenn nun andere technologische Zivilisationen so lange wie die unsere existieren, so die Forscher weiter, wird es in unserer gesamten Galaxie eben diese 36 intelligenten, technischen Zivilisationen geben.

Alle weiteren Details seien hier ausgespart, sie sind für unsere kleinen, irdischen Redaktionsgehirne einfach zu hoch. Fakt ist, daß wir seit ungefähr 100 Jahren Signale ins All senden können. Die durchschnittliche Entfernung zur jeweils nächsten Zivilisation beträgt dabei ungefähr 17 000 Lichtjahre. Unsere ausgesandten Signale treffen also Pi mal Daumen in 17 000 Lichtjahren dort ein und logischerweise, sollte die dortige Zivilisation unser Niveau haben, braucht deren Antwort an uns genau so lange. Falls wir einer solchen überhaupt für würdig befunden werden sollten. Das ist super! „Isn't it?“

Wir halten es angesichts der uns zur Verfügung stehenden Zeitspanne, aber lieber mit der Zahl 42. „42“ ist nämlich die vom Supercomputer „Deep Thought“ nach siebeneinhalb Millionen Jahren Rechenzeit gegebene Antwort auf die große Frage „nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest“.

In diesem Sinne: Wir haben die Lösung, nur paßt sie nicht zum Problem.

Aus der Redaktion

### nummereinhundertzweiundfünfzig

herausgegeben vom Kurve e.V. –  
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

#### Herstellung:

kraus print u. media GmbH & Co. KG,  
97618 Wülfershausen

#### Kontakt

nummer  
c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien  
Innere Aumühlstraße 15–17 • 97076 Würzburg  
Tel.: 09 31 – 41 39 37 • mail@nummer-zk.de

#### Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.  
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],  
Achim Schollenberger [as],  
Eva-Suzanne Bayer, Renate Frey Eisen [frey],  
Christiane Gaebert, Claudia Hävernack,  
Frank Kupke, Ulrich Karl Pfannschmidt [UP],  
Markus Mauritz,  
Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren  
selbst verantwortlich.

#### Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

**Umschlagfarbe:** Pantone 730 C.

#### Layout

Akimo

#### Anzeigenpreisliste 3.2019

Künstlerportfolio:  
€ 100 Ganze Seite 246 x 186 (je 3 mm A.)

Gewerbliche Anzeigen:  
€ 80 Viertelseite 100 x 77,5  
€ 100 Halbe hoch 205 x 77,5  
€ 100 Halbe quer 100 x 160  
€ 150 Ganze Seite 246 x 186 (je 3 mm A.)  
€ 200 Abschnitt/U4 246 x 186 (je 3 mm A.)  
alle Maße: Höhe x Breite in mm (je 3 mm Abschnitt)  
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

#### Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala  
€ 125 Pantone-Farbskala  
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft  
Förderverein Kurve e.V.  
€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft  
€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft  
€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte  
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.  
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,  
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.  
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



# Kopf auf Distanz

Es kommt sowieso alles anders, als man denkt.

Text und Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach



**K**inderwitz beantwortet die Frage, warum Giraffen einen so langen Hals haben: ... weil der Kopf so weit oben ist? Darüber hatte sich schon das italienische Teilzeitgenie Alberto Savinio (1891-1952) in seinem „privaten Lexikon“ (Ffm 2005) Gedanken gemacht. Selbst Maler (kaum weniger beeindruckend als sein Bruder Giorgio de Chirico), erfolgloser Musiker und furchterregend gebildeter Schriftsteller, gemahnte ihn vermutlich der Anblick liebenswerter und ziemlich stummer Giraffen (wie die auf unserem Bild aus dem Nürnberger Tiergarten) an einen Agrippianer aus der Gesta Romanorum (Kap. 175): Die „Agrippianer“ sind ein Volk bezaubernder Therianthropen (Mischwesen aus Mensch und Tier) aus menschlichem Körper, langem Kranichhals, Kranichkopf und Kranichschnabel. Ein Autor aus dem 12. Jahrhundert beschreibt die Bewohner der Insel Grippia als sehr weise und vollkommen, weil sie aufgrund ihres langen Halses ihre Worte sorgfältig abwägen, bevor sie etwas sagen. Auf Deutsch: Es dauert manchmal etwas, bis sie auf den Punkt kommen. Mitunter sagen sie nichts. Wie auch immer!

Anzunehmen ist jedenfalls, daß Savinio in den 1940ern noch nichts von Cyborgs oder synthetischer Biologie wußte, aber mit seinem mythologisch unterfütterten Gespür für den Tanz der Gene, imaginierte er schon mal eine Daseinsform für den schmerzsuchtigen Geistesmenschen, die gewährleisten könnte, umringt vom kopflosen Durchschnitt, sich nicht unnötig in Gefahr zu bringen. Der Kopf auf Distanz ermögliche immer, am sicheren Schreibtisch und nahe bedeutender Folianten im Regal zu bleiben und wenigstens Intelligentes nachzudenken, während der oft leicht übergewichtige Rest des Kritters, der im wahrsten Sinne: Acephale, zum Einkaufen in den Supermarkt, zum Jubeln auf den Fußballplatz, Chillen auf die Alte Mainbrücke (Würzburg) oder zum Abtanzen in die Posthalle (ebd.), also ins echte Leben geschickt werden könne, dorthin, wo der Kopf nicht dringend benötigt würde.

Wäre da nun nicht 2020 im „Schlafzimmer der Sonne“ dieses Siechtum aufgestanden: die Pandemie als Zeitenbruch und womöglich letzte Chance für eine Zeitenwende!? Da war sie also wieder, die fixe Idee, das Klima und den Regenwald zu retten, den 60 Millionen Menschen in Afrika, die von einer Hungersnot bedroht sind, zu helfen, vielleicht im selben Atemzug den Krieg in Syrien beenden, die Flüchtlingskrise weltgemeinschaftlich angehen zu können ... und wenn es schon nicht gleich die ganze Welt sein kann, dann halt solidarisch dem ärmeren Europa oder vor allem moralisch vertretbar in Deutschland ...! Natürlich ist der einzelne nicht für alles Leid auf der Welt zuständig, das wissen dank Hartmut Rosa selbst die Gutmenschen. Dennoch: Würden nicht Verschwörungssirre, Rechtsradikale, Spökenkieker, Veganköche alle Aufmerksamkeit auf sich lenken und zugleich die Wirtschaftselite unsere Prioritäten ganz in ihrem Sinne wieder einnorden, stünde vielleicht tatsächlich zu befürchten, daß sich etwas verändern könnte. Gemach, gemach! So weit soll es nicht kommen! Mehrwöchiger Hausarrest, selbst leidlich bewirtschaftet, vermag wohl nicht, über Jahrzehnte eingeübte Wertvorstellungen, mögen sie noch so straight auf Profit gepolt sein, zu erschüttern. Zumal die digital-induzierte

Dekapitation des Wahlvolkes in den vergangenen Wochen, wenn auch nahezu apokalyptisch (was sich noch erweisen wird), gesteigert wurde.

Um nun den Anflug von Sarkasmus allmählich etwas runterzufahren: Suboptimal ist im Moment allenfalls, daß sich die staatstragenden Organe nicht besser abstimmen. Würde in der Vergangenheit, Jahren und Wochen, wie die Münchner Philosophen Nikil Mukerji und Adriano Mannino monieren, schon nicht „auf Vorrat gedacht“, geschieht es jetzt mangels Lagerraum natürlich auch nicht. Die anvisierte Rückkehr zum status quo ante erfolgt unkoordiniert, chaotisch, unlogisch, ungerecht – keiner weiß mehr Bescheid; vermutlich wissen ohnehin immer weniger, wie es vorher, jenseits des Oberflächlichen, wirklich war. Was bei einigen Bedenktägern vor allem die Ängste vor dem berühmten Präventionsparadox schürt, das zu einer neuen Infektionswelle führen könnte.



Illustration: Agrippiana

Jenseits davon gibt es Stimmen, die grundsätzlich bezweifeln, daß das Potpourri aus staatlichem Urlaubsgeld, Geisterspielen, Milliarden für die Luftansa, wochenlangere Wartezeit für die Bearbeitung von Anträgen auf Soforthilfe, Finanzierung von Besucher-schleusen in Kultureinrichtungen – irgendwann wird herauskommen, daß auch kriminelle Vereinigungen im großen Stil Corona-Hilfe erhielten – und dergleichen sich wie eine vertrauensbildende Maßnahme anhört. All das verunsichert inzwischen auch jene, die die Corona-Maßnahmen, vom Lockdown bis zum Social distancing, grundsätzlich als Gebote der Vernunft ansehen, die womöglich, obwohl sie vielleicht sogar massiv unter einigen aberwitzigen Regelungen zu leiden hatten, sich nicht auf die Seite der Wutbürger begeben haben. All das verunsichert auch jene, die sich einfach nur „anständig“, im Sinne von Gemeinwohl und Mitmenschlichkeit (Ivanhoe, Lassie, Flipper, Fury bis hin zu Pater Brown und vor allem Hercule Poirot) verhalten haben. Deren Vertrauen in die Politik wird gegenwärtig auf eine harte Probe gestellt. Das aber wäre nun vorrangig zu festigen bzw.

wiederherzustellen. Das gelänge jedoch nur, wenn staatliche Maßnahmen, politische Forderungen sich an, in der breiten Öffentlichkeit einsichtigen moralischen, sozialen Wertmaßstäben – durchaus auch an vernünftigen volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten – orientierten. Hilfen für Unternehmen, die dann Dividenden ausschütten, selbst wenn es dafür rationale Gründe geben sollte, gehören – das wurde schon wiederholt gesagt – nicht dazu. Sowenig wie die vorrangige, sei es finanzielle oder öffentlichkeits-wirksam ideelle Unterstützung von Veranstaltungsformen, die hauptsächlich einer Unterhaltungskultur angehören.

Natürlich soll es wieder Konzerte von Klassik bis Rock geben. Theatervorstellungen, Lesungen, Kino, auch die Gastronomie, all das soll und muß es geben. Und doch fällt es schwer, nicht zuletzt, wenn die Gelder langsam knapp werden, Hilfen für eine Unterhaltungskultur mit fließendem Übergang zur Spaßkultur, so sehr sie das gesellschaftliche Leben bunt gestaltet, dem sog. gesunden Menschenverstand einsichtig zu machen. Alternativlos wäre das nur, wenn ein Nach-Corona wirklich wünschenswert sein sollte, das sich vom Vorher nicht sehr unterschiede.

Und genau das wird es nach ziemlich einhelliger Meinung aller Fachleute nicht geben. Nur dann aber wäre das kleinkarierte Aufrechnen, der darf, was ich nicht darf, der bekommt, was ich nicht bekomme, noch irgendwie



verständlich. Und verrückterweise befinden wir uns bereits auf bestem Wege zu diesem Hauen und Stechen. Für den – wie gesagt – wahrscheinlichen Fall, daß die Pandemie noch lange nicht vorbei sein wird, daß die Folgen für das gesellschaftliche und soziale Leben sehr einschneidend und für viele katastrophal sein werden, wäre es nun doch ratsam, auf der Grundlage jeweils zu diskutierender Wertmaßstäbe darüber nachzudenken, was wo wie geändert werden könnte und müßte. Brisante Fragen drängen sich im Moment genug auf: Sollen aus wirtschaftlichen Erwägungen Klimaziele etwa in der Autoindustrie aufgeschoben/aufgegeben werden? Was können wir tun, um die vollständige Zerstörung des südamerikanischen Regenwaldes noch abzuwenden? Wie lassen sich die Zustände in Schlachtbetrieben verändern? Wie läßt sich das Konsumverhalten, wie lassen sich die Ernährungsgewohnheiten der Bürger verändern? Wie können wir (als Gemeinschaft) die schlimmsten Auswirkungen von Arbeitslosigkeit, wie existenzieller Not bis hin zur Kinderarmut in den Griff bekommen? Oder: Was sollen wir tun, wenn die Infektionszahlen wieder deutlich ansteigen? Etwa dem Philosophen Nida-Rümelin folgen und Gesundheit und Leben weitgehend der Selbstverantwortung des einzelnen überlassen? Auch wenn es etwas verkürzt sein mag, aber das unterschiede sich nur geringfügig von der Politik eines Trump oder Bolsonaro. Es ist einfach zynisch, der Selbstverantwortung des einzelnen eine derart prominente Position zuzuschreiben, wenn auf der anderen Seite eine ganze Industrie permanent daran arbeitet, dem einzelnen die Verantwortung für sich selbst algorithmisch und vor allem möglichst gewinnträchtig abzunehmen oder der einzelne in eine Situation gezwungen ist, in der er diese Selbstverantwortung gar nicht übernehmen kann. (Im extremsten Fall als ausländischer Arbeitnehmer auf dem Bau oder in Schlachtereien.) Selbst im Homeoffice gelangt man schnell von den großen, überregionalen Themen zu den lokalen, ganz konkreten Fragen und Problemen an den örtlichen Schulen, in der städtischen Verkehrspolitik, den lokalen Medien, zu Kunst und Kultur vor Ort. Und es geht dabei nicht darum (sollte es jedenfalls nicht), etwas zu verbieten oder den Spaß zu verderben, sondern es geht um neue gesellschaftliche Vereinbarungen. Also: Wer

unbedingt in den Süden fliegen will, soll dies tun können – nur gibt es eben keine Billigflieger mehr. Wer unbedingt täglich Fleisch essen will, kann dies tun – nur ist das Fleisch eben fünf- oder zehnmal so teuer, wie noch gegenwärtig. Wer unbedingt mit dem Auto in die Stadt fahren will, muß eben gute Gründe haben. Usw.! Allerdings muß man all das so regeln, daß es nicht unbotmäßig die soziale Frage verschärft. Jedenfalls erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß ein bis vor kurzem die Massen halbwegs zufriedenstellender Konsum und die sich ständig vergrößernde Kluft zwischen arm und reich nichts miteinander zu tun haben sollen. Man muß vielleicht etwas um die Ecke denken: Es sollte eigentlich möglich sein. Jetzt müßte diskutiert werden, was für den Erhalt einer demokratischen Gesellschaft unbedingt erforderlich ist, was nicht bzw. nicht unbedingt, was für den sozialen Zusammenhalt, für Leben und Gesundheit und Glück der Menschen, der Bürger unverzichtbare Voraussetzungen sind, statt sich um die Zukunft der Bundesliga und die Millionengehälter der Topspieler zu sorgen.

Wir wissen es alle! Es geht um Konsum, Frieden, Umwelt, soziale Gerechtigkeit, Kultur. Und es geht immer um unsere Demokratie, den besten Staat, den es auf deutschen Boden je gab. Es müssen für all diese Fragen Lösungen gefunden werden. Wir könnten natürlich auch schon mal alle unser Testament machen und uns als Alleinerben einsetzen. Obwohl, in puncto Kultur könnte man den Eindruck gewinnen, die Politik habe ihre Bedeutung erkannt. Freilich auch hier wäre zu diskutieren, ob wirklich Unterhaltung die vornehmste Aufgabe von Kultur sein muß. Ob nicht Museen, Theater, Bibliotheken, Ausstellungen, Lesungen, und vor allem all jene kulturellen Aktivitäten, die zumindest zunächst nicht direkt im Licht der Öffentlichkeit stehen und nicht entstehen können und die sich oft auch kaum über Eintrittsgelder finanzieren können, nicht größere Wertschätzung verdienen. Wer sich in einer Situation, in der viele Menschen um ihre Existenz kämpfen, denen mitunter das ganz Leben zusammenbricht, vernügen will und kann, der sollte dafür auch selbst aufkommen. Wie umgekehrt Kulturschaffende ihre Bedeutung, ihre kulturelle Bedeutung für die Gemeinschaft zumindest insoweit ausweisen sollten, ob sie nicht nur Unterhaltungswert haben. Anderenfalls können nämlich auch Spielhallen und Bordelle als kulturelle Einrichtungen durchgehen. Nichts dagegen, daß es sie gibt, nur sollten die Politiker unseres Vertrauens nachvollziehbare Kriterien haben, was sie unterstützen. Die jetzt eingeführte Regelung, alle „Kulturschaffenden“ (aufgrund der Begriffsgeschichte sollte man wohl besser von „kulturell Schaffenden“ sprechen, nur wäre das auch nicht richtig) und nicht nur diejenigen, die

über die Künstlersozialkasse (KSK) versichert sind, für drei Monate mit je 1000 € zu unterstützen, ist grundsätzlich nicht abzulehnen.

Allerdings hat dies, so wie es jetzt vollzogen wird, nur wenig mit Unterstützung der Kultur zu tun. Es wird dies nämlich in hohem Maße denjenigen zugute kommen, die etwa im Veranstaltungsbusiness die ja durchaus wichtigen Hilfstätigkeiten ausführen, im Endeffekt der Spaßkultur. Natürlich kann man diese Menschen nicht verhungern lassen. Insofern ist alles in Ordnung. Nur das Etikett ist falsch. Und das ist keineswegs Haarspalterei.

Von der jetzigen Regelung profitieren direkt und indirekt vor allem die Veranstalter von Events, wenn man boshaft ist: Krämer und Manager. Hätten die jedoch ihre Mitarbeiter (vor der Pandemie) ordnungsgemäß angestellt und nicht immer nur zu bestimmten Anlässen angeheuert, könnten die nun z.B. Kurzarbeitergeld beziehen. Vielleicht wären die Gagen für die Stars etwas magerer ausgefallen. Die „Künstlerhilfe Corona“ wirft nun alle in einen Topf und macht keinen Unterschied, ob jemand Eintrittskarten kontrolliert, Stühle aufstellt oder monatelang an einer Skulptur, einer Partitur oder einem Roman feilt. Das mag sich sehr demokratisch (ja schon beinahe sozialistisch) anhören, ist es aber nicht. Vor allem aber wäre die ursprüngliche Lösung auch ehrlicher gewesen. Diejenigen nämlich, die tatsächlich kulturelle Leistungen vollbringen, sind zum größten Teil (es gibt ein paar Ausnahmen, etwa anderweitig abgesicherte oder überhaupt begüterte kulturell Schaffende) wirklich in der KSK versichert – gegenwärtig wohl etwas über 60 000. Nun sollte man jedoch wissen, daß sich von dieser Personengruppe schon vor der Pandemie nur ein geringer Teil von der eigenen, künstlerischen Tätigkeit ernähren konnte; pessimistische Zahlen bewegen sich bei zehn bis zwanzig Prozent.

Der größte Teil lebte und lebt von Ehepartnern oder zusätzlichen Jobs oder Bezügen als Lehrkraft oder ... Vermutlich „erwirtschaften“ nun viele tatsächlich kulturell Schaffenden erstmals 1000 € im Monat „mit“ ihrer künstlerischen Tätigkeit. Man kann das mit einem lachenden und einem weinenden Auge betrachten. Man wird die Beschränkungen – ob vernünftig oder nicht – in Kürze aufheben, die Veranstaltungen (ein bißchen Spaß muß sein) werden mit kaum eingehaltenen Abstandsregelungen wieder stattfinden; die Corona-Hilfe wird auslaufen, die meisten Künstler und Künstlerinnen werden wieder von ihren Ehepartnern oder vom Kellnern oder Taxifahren oder Stadtführungen leben, und die Politik wird sich ans Revers heften, die Kultur vor dem Absturz in Werweißwas gerettet zu haben. Eine weitere Gelegenheit, nachhaltiger über Kultur und Kulturförderung nachzudenken, vertan! ♣

# Dauernder Wandel

Das ewige Spiel in „offenen Systemen“ - die Kunst von Jürgen Hochmuth

Text: Eva-Suzanne Bayer Foto: Achim Schollenberger



Jürgen Hochmuth: „Speicherort“, Zustand März 2020

Kopf, Haus und Zelt weisen bei Jürgen Hochmuth nicht auf Anatomie, Architektur oder Campingkultur hin. Auch nicht mit Geometrie; jeder Geometer würde sich angesichts der frei Hand gezogenen Linien krümmen. Die rudimentären Zeichen von Bogen mit verlängerten Schenkeln (Kopf), Rechteck mit oder ohne aufgesetztes Dreieck (Haus) und Dreieck grenzen vielmehr Innen- von Außenräumen, bedeuten Schutz und Gefängnis, sind eine Membran zwischen Innenleben und Außenwelt.

Seit seiner Studienzeit in München begleiten diese Themen in immer neuen Varianten den nun 75jährigen Plastiker, Graphiker und seit neuestem auch Maler und inspirieren ihn zu einer unendlichen Serie, zum ewigen Spiel in „Offenen Systemen“. So lautet auch der Titel seiner Ausstellung im Würzburger Spital, „Offene Systeme 2.0“, die eine konsequente Fortführung seiner Ausstellung vor zehn Jahren ist. Sie zeigt einige wenige Plastiken, ein großes Konvolut an Zeichnungen, in der Hauptsache jedoch intensiv farbige Miniaturen, aber auch etliche großformatige Gemälde. In die Apsis hat Hochmuth eine Regalwand mit zahlreichen offenen Fächern gestellt, als Rückblick und „Speicherort“ von Motiven, Themen und Gedanken, die ihn schon immer und immer neu beschäftigten: Schädelformen und Kopfhäuser aus früheren Arbeitsperioden, fertige Kleinplastiken und unfertige Wachsmodele, Humoresken, Fundstücke vom Flohmarkt (ein folkloristisch bemalter Kopf), Entwürfe, Skizzen und Bücher, die ihn prägten. Darunter Johan Huizingas „Homo ludens“.

Denn das Spiel ist für Hochmuth Quelle und Basis der Kunst, ein Spiel ohne Regeln, das nur so Freiheit bedeuten kann. Diese Freiheit, die bestimmte Themen dynamisch in immer neue Spielarten treibt, bestimmt sein ganzes serielles Schaffen. Im Zentrum des Ausstellungsraums steht – wie schon vor zehn Jahren – ein langer Arbeitstisch jetzt mit zahlreichen Zeichnungen aus dem Zyklus „Tendo“ von 2013/14, dem das Dreieck zugrunde liegt. Eine Form die symbolisch so vieles von der Dreifaltigkeit bis zum weiblichen Geschlecht bedeutet. Zumeist betreffen die Veränderungen das Binnenfeld der Form, die sich verdunkelnd, hermetischer, aber auch geheimnisvoller wird, sich erhellend, Sammlung, Offenheit, gar Hoffnung suggeriert. Wie kleinste Veränderungen nicht nur das Bild, sondern die

gesamte Ausstrahlung, den emotionalen Appell verändern, verblüfft immer wieder. Vier Plastiken aus bemaltem Holz (die einzigen dieser Ausstellung) spinnen den Weg ins Dreidimensionale fort, verwandeln sich aber gleich wieder in archaische Schädelformen mit sich verjüngender, eckiger Spitze. Zu der Dreieckgruppe gehört auch die heitere Serie „Farbfächer/Farbdächer“. Hochmuth benutzte die quadratischen Kartons eines Farbfächers zur Auswahl von Fassadenfarben und füllte sie partiell mit einem kräftigen Farbdreieck aus: Und wieder lassen die Motive Haus und Dach grüßen.

Vom Drei- und Viereck ist es nur ein kleiner Schritt zum Fünfeck (das schon im Haus mit Dach steckt) und zum Polygon. Zwar überzeugen hier die großformatigen Arbeiten, in den der Künstler in sauberer Reihung eine farbintensive Form neben die nächste leicht abgedunkelte oder erhellte stellt, so daß sich die Ausgangsform am Ende der Sequenz in logischer Folge in einen ganz anderen Farbcharakter verwandelte. Das ist reizvoll, obwohl es ein wenig an Tabellen aus der Farblehre erinnert.

Weniger überzeugen die quadratischen (100 x 100 cm) von einer Einzelform dominierten Gemälde. Obwohl Hochmuth den nun wieder sehr dem „Haus“ ähnelnden Pentagonen mit transparenten und in vielfältigen Farbnuancen changierenden Formen die Ahnung des Wandelbaren verleiht, wirken diese isolierten Gemälde, als habe Hochmuth dem Spitzentanz seiner fluktuierenden Gedanken Pantoffel verpaßt und ließe den Denk- und Arbeitsfluß abrupt in einem Stausee enden. Hier stockt das Dynamische, das Treibende seiner Arbeitsweise und der innere Sinn geht dadurch verloren. Zumal, wenn die Farben hart nebeneinander wohnen. Vom Pentagon führt der Weg ins „Haus“. Vom Polygon zum Gesicht, zum Kopf. Denn die biometrischen Strukturen der Gesichtserkennung, von denen Hochmuth gedanklich ausgeht, unterteilen ein Gesicht in kleine geometrische Partikel, um das Individuelle zum Berechenbaren herunterzubrechen. Anhand ähnlicher Parameter sind Wissenschaftler auch dabei, die Gesetze der Schönheit zu enträtseln. Wie stets, bedeutet die Begegnung mit Jürgen Hochmuths Kunst ein belebendes Denk- und Augenspiel. Zur Ausstellung hat Hochmuth ein kleines Katalogheft ausgearbeitet. Es liegt kostenlos im Spital aus. ¶

# Gut beschuht

Ein ganz alltägliches und doch so verschiedenes Kulturgut im Knauf-Museum Iphofen

*Text: Renate Frey Eisen Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach*

Ein Kulturgut, für uns ganz alltäglich und selbstverständlich, ist der Schuh. Er gehört zu unserer Bekleidung, aber er verrät auch soziokulturelle Unterschiede; und er hat Eingang gefunden in viele sprachliche Wendungen. Von all dem erzählt die sehr unterhaltsame und gut bestückte Ausstellung „Schuh-Stories“ im Knauf-Museum Iphofen. Sie zeigt

die historische Entwicklung über Jahrhunderte, auch die Formenvielfalt, die gesellschaftliche Ausprägung in verschiedenen Teilen der Welt, die diversen Materialien und breitet auch etwas verrückte Kreationen heutiger Designer vor dem Besucher aus. Zu letzterer Kategorie zählt auch der witzige Schuh, der auf dem Plakat als „Eye-Catcher“ dient.

Es ist das Sieger-Modell beim Crazy Shoe Award 2014 in Wien, anzusehen, wie wenn ein Krokodil mit seinen Zähnen die Füße der Trägerin verschlingt; aber dieses gute Stück besteht aus „harmlosen“ Milchringen, also aus Recycling-Material; ob man auf den hohen, roten Plateau-Sohlen aber wirklich gut laufen kann, ist eine andere Sache. Der betuchten Trägerin des Pariser Luxus-Modells von Christian Lauboutin mit seinem goldbestickten Blumen-Dekor und der markanten roten Sohle wird der Schuh hoffentlich nicht gedrückt haben.

Ein solcher Schuh ist jedenfalls Ausdruck der Exklusivität. Eigentlich aber waren Schuhe in früheren Jahrhunderten etwas Außergewöhnliches, bezeichne-

ten den gesellschaftlichen Rang; arme Leute gingen barfuß. In vielen Märchen kommt der Schuh vor als Eintritt in eine höhere Klasse wie bei „Aschenputtel“, das mit dem passenden Prinzessinnen-Schuh aus seiner niedrigen Stellung erlöst wird. Heute noch kann man mit einer bestimmten Schuh-Marke demonstrieren, daß man sich von der Masse abhebt, weil man sich etwas Teures leisten kann. Vielleicht sind die Entwürfe der Studierenden der Deutschen Schuhfachschule Pirmasens sozusagen Vorstufen zu solchem „Schuh-Chic“. Die Modelle sind inspiriert von diversen Ethnien, von naturnahen Materialien, von Epochen wie der Renaissance, dem Barock und Rokoko, von den angeblich so tollen Goldenen Zwanzigern, von geometrischen



*Nicht auf die Beine schauen! Die Schuhe sind das Wichtigste.*



Schuhgröße 837?  
Der Leiter des Knauf-Museums Markus Mergenthaler

Mustern und vielen kurzlebigen Moden und bilden die Grundlage für Industrieprodukte. Im Erdgeschoß ist auch Platz für den sogenannten „ersten Schuh der Welt“, eine Laune der Natur, nämlich eine Achat-Amethyst-Geode in Form eines Schuhs. Unbestritten aber ist mit den Überresten einer römischen Sandale aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. wohl das älteste Stück zu sehen; römische Soldaten trugen die „Caligae“ mit der durch viele Nägel verstärkten Sohle auf ihren langen Märschen. Im 14. Jahrhundert waren Schnabelschuhe ein Kennzeichen für reiche und hochgestellte Personen, eigentlich völlig unpraktisch, denn durch die weit nach vorne gezogene Spitze stieß man überall an.

Das erinnert an eine modische Torheit vor einigen Jahren: Auch da hatte die Trägerin dank der überlangen Schuhspitzen Schwierigkeit, Treppenstufen zu bewältigen. Heute besteht ein Paar Schuhe aus dem linken und rechten Schuh; das gab es erst seit dem 19. Jahrhundert; vorher waren die Schuhe gleich; man mußte sie „einlaufen“, was sicher oft schmerzhaft war. Auch Absätze sind heute Selbstverständlichkeit; sie wurden wohl „erfunden“, weil Reiter dadurch im Steigbügel besser Halt fanden. Daß ein Schuh den Absatz vorne hat, war ein irritierender Einfall eines Schuh-Vertreters.

Wer nun mal ausprobieren will, wie es sich in verschiedenen Schuh-Typen geht, kann einige ausprobieren, von der holländischen Holzpantone bis zum irre hohen Plateau-Schuh, vielleicht für erotisierende Zwecke gedacht, und kann sich selbst beobachten bei seinen Geh-Versuchen auf dem Laufsteg per Video. Der jeweilige Schuh beeinflusst die Selbstdarstellung der Träger\*innen beim Gehen. Das Material, nicht nur die Machart, ist entscheidend für den Komfort. Häufig sind Schuhe aus Leder, Stoff, Geflecht, Pelz, Filz, Holz, Gummi oder Kunststoff gefertigt. Im Mittelalter trug man schon Lederschuhe, wie der Fund aus einer Latrine aus Bad Windsheim beweist. Daß ein Verurteilter im 17. Jahrhundert auf eisernen „Prangerschuhen“ durch die Stadt laufen mußte, war sicher nicht nur beim Gehen eine Tortur.

Etwas anders bestellt ist es mit den schön verzierten Brautschuhen der Afghanen aus massivem Silber; sie waren Teil der Aussteuer. Heute gilt für den Erwerb oder die Fertigung als entscheidend der praktische Nutzwert, zu sehen am ersten Volkslaufschuh. Die Laufschuhe für Usain Bolt oder Tommie Smith sind viel genauer durchdacht; Smith trug sie bei seinem Olympiasieg 1968, wo er gegen die Diskriminierung der Afroamerikaner protestierte. Die Biathlon-Stiefel von Kati Wilhelm scheinen viel komfortabler als die weitaus älteren sibirischen Schneeschuhe. Die roten Schuhe von Papst Benedikt, die eleganten hohen Schuhe von Marilyn Monroe oder Judy Garland erinnern an ihre Träger\*innen, ebenso die 18er Sohle von

Westerwelles Wahlwerbe-Slipper. Prinzessin Sophie von Bayern erhielt zur Verlobung 1868 Wanderschuhe zum Schnüren und elegante Pumps aus weichem, weißen Leder.

Leider bewährte sich der erste Computer-Schuh mit Schrittzähler und weiteren Feinessen 1986 noch nicht; die Digitalisierung war noch nicht so weit. In zierliche, bestickte Pantöffelchen mit kleinem Absatz konnten Damen im Rokoko einfach hineinschlüpfen. Ein echter Luxus für hochgestellte Persönlichkeiten waren fein bestickte Seidenschuhe mit hohem Absatz, empfindlich und kostbar; um sie vor Unrat auf der Straße zu schützen, wurden Überschuhe darübergezogen. Eine Besonderheit sind die mit eisernen „Zacken-Sohlen“ versehenen „Kastanien-Schuhe“ aus Frankreich; beim Treten damit konnten die Schalen von Eßkastanien getrennt werden. In aller Welt aber gibt es unterschiedliche Schuh-Traditionen. So tragen die Tuareg raffinierte Ledersandalen, aus Pakistan kommen reich bestickte Schnabelschuhe zum Hineinschlüpfen, den Sioux kaufte Karl May bei seiner Amerikareise mit Perlen bestickte Mokassins ab, die Vorbilder für unsere so beliebten Zehenteiler im Sommer kommen wohl aus Japan; diese „Geta“ auf hölzernen Gestellen aber waren sicher nicht bequem beim Laufen. Auch die Mandschu in Nordchina erschwerten ihren Trägerinnen durch einen klobigen, einem Pferdehuf ähnlichen Absatz das Gehen in den schön bunt bestickten Schuhen.

Ganz anders die Han-Chinesen: Bei ihnen galt als Schönheitsideal bei Frauen der kleine Mini-Fuß, „Lilien-Fuß“ oder Lotos-Fuß“ genannt; dafür wurden den kleinen Mädchen die Zehen eingebunden und die Füße gebrochen, um eine Reduktion von bis zu 8,5 cm zu erreichen. Diese äußerst schmerzhafteste Prozedur wurde erst Anfang des 20. Jahrhunderts verboten. Der Zweck hinter der Fußverkrüppelung war, Frauen der Ober- und Mittelschicht in der Bewegung einzuschränken und ans Haus zu binden. Menschenverachtend! Schön bestickte Seidenschühchen verbargen einen solchen entstellten Mini-Fuß. Schwindelnd hohe Absätze, perlmuttverziert, dienten einst im öffentlichen türkischen Bad dazu, die Füße vor Schmutzwasser und Hitze zu schützen. Verschiedenste Schuhformen wie Stiefel, Sandalen, Ballerinas, Turnschuhe oder Pumps, also Damenschuhe mit Absatz, in meist genormten Größen, werden heute überall auf der Welt getragen; in Notzeiten verwendete man auch Materialien wie Feuerwehrschräume oder Autoreifen als Material. Wer allerdings auf extrem großen Fuß lebt, benötigt eine Sonderanfertigung. Und schon sind wir wieder bei üblichen Redewendungen wie einem die Schuld in die Schuhe schieben oder jemanden versohlen. Warum Schuhe in der Alltagssprache so präsent sind, das wäre noch zu erforschen. ¶



## Von Kunstpausen und Lichtblicken

Kunst macht keine Pause - Künstler auch nicht.

Von Christiane Gaebert

Was ein Lichtblick ist, dürfte jedem klar sein – was aber bitte schön ist eine Kunstpause? Auf Wiktionary finden sich zwei Deutungsmöglichkeiten:

1. ... die bewußt eingelegte Sprechpause, um das Gesagte wirken zu lassen, eine Pointe zu setzen oder ähnliches.
2. ... ungewolltes Stocken bei einer Rede oder einem Vortrag.

Hier nun der Versuch einer Klarstellung dieses Begriffs und seine problematische Anwendung im Kunstbereich dieser Tage mit einer Plakataktion gleichen Namens des Kulturamts in Würzburg: Zum einen: Kunst macht keine Pause, Künstler auch nicht – nie! Der Kulturbetrieb, vielmehr seine öffentliche Wahrnehmbarkeit kam zwar durch Corona ins Stocken, doch hat hier niemand pausiert – die Kunst war lediglich noch schlechter sichtbar und dies war schon vor Corona ein Problem. Wir sind umgeben von einem Werbe-Dschungel, eines überschreit das andere und laute Präsenz wird allzu häufig mit Potenz verwechselt.

Nun sind die Möglichkeiten der Werbung für diesen Bereich äußerst bescheiden – schauen wir unser Kunstviertel im Alten Hafen beispielsweise an. Fantastische Möglichkeiten, großartiges Ambiente, eine Vielfalt, die in dieser Zusammenstellung und räumlicher Nähe

durchschlagenden Erfolg haben müßte: - das Museum im Kulturspeicher mit wechselnden Ausstellungen und ständigen Sammlungen, das Bockshorn-Kabarett, die Galerie des BBK-Unterfranken (das ist der Berufsverband Bildender Künstler), das Künstlerhaus mit seiner Druckwerkstatt, der Tanzspeicher und gleich um die Ecke dümpelt der Kunstverein Würzburg mit seinem Kunstschiiff Arte Noah direkt im trüben Hafenbecken. Was will man mehr? Allerdings lassen die Sichtbarkeit und Wahrnehmbarkeit für Kundige und Unkundige sehr zu wünschen übrig.

Dafür gibt es mehrere Gründe. Zum einen ein Kuriosum für einen Vorplatz: der Querriegel als Deponie für Müll und Fahrräder, wo andernorts und geists quirlige Gastronomie einladen würde. Dann ein Verbot: weitewirksame Werbung für Veranstaltungen an der Fassade anzubringen (!!!), hallo? Da hätte man in Frankfurt, Berlin, vielleicht sogar München längst die ganze Fassade in einer Guerilla-Aktion trotziger „verschönert“. Des weiteren ergänzt ein unattraktiver Fußweg von der Innenstadt zum Gelände, den tristen Eindruck, den kaum vorhandene Werbeflächen im öffentlichen Raum in der Innenstadt hinterlassen – und hier kommen wir zum Punkt – die Plakatständer und die nett gemeinte Werbeaktion „Kunstpause“ des Kulturamts. Abgesehen von dem unansehnlichen Zustand der Aufsteller

– in dem jedes Plakat traurig aussieht. Dann sind es viel zu wenige, die die große Vielfalt des kulturellen Angebots überhaupt präsentieren können.

Ein heißer Kampf um Sichtbarkeit ohne Gewinner. Kunstaktionen der Künstlergruppe „Kunstleerer Raum“ versuchen seit einigen Jahren (vergeblich?) künstlerische Präsenz und Kommunikation zu einem gesellschaftlichen Thema zu machen. Einige Kollegen meinen nur eine Sezession könne Bewegung in die Kunstszene bringen, andere prangern den Egoismus und großzügige Vitamin B-Spritzen im Ranking um die besten Plätze an. Eines dürfte klar sein: In der Kunst kommt keiner heutzutage vom Tellerwäscher zu Prominenz ohne Schub von hinten. Und genau hier ist die Politik gefordert! Der BBK hat bundesweit alle Hände voll zu tun in diesen C-Zeiten, um Unterstützung für Freischaffende Künstler und Künstlerinnen zu erkämpfen, und es wird nicht leichter werden. Im Gegenteil, machen wir uns doch nichts vor, wer um seinen Job bangt, kauft keine Kunst.

Noch nie haben wir in den letzten 70 Jahren so auf Messers Schneide gestanden und nur die wenigsten besitzen genug Hornhaut, um das auszuhalten. Gesellschaftlicher Wandel folgt der Notwendigkeit, niemals einem freiwilligen Impuls. Wir haben viel über „systemrelevante“ Berufe gehört in den letzten zwei

Monaten, und es sollte wundern, daß diese zu den am schlechtesten bezahlten Berufen gehören. Daß Kunst und Kultur uns umgeben, setzten viele als selbstverständlich voraus, ja bemerken es nicht einmal.

Ich übergebe das Wort nun an einige Experten in Sachen „tierisch-guter Kunst“, unter diesem Motto läuft ab dem 29. Juni übrigens auch eine Ausstellung in oben genannter Galerie im Kulturspeicher. Kommen wir also von einer Definition des Begriffs Kunstpause zu einem Lichtblick und neuer Erkenntnistiefe, die natürlich auch Fragen aufwirft: Katzen Können Kunst – Können Katzen Kunst?

Die Eat-Art-Assemblage „M.0:1.AUS“ des Künstler-Duos K&K transportiert die zeitgemäße Aussage dekadenten Überflusses in Relation zu lokaler Verortung und Entwurzelung unter Einbeziehung regionaler Kulturströmungen. Die geistige Durchdringung des Vanitas-Sujets in der Gegenüberstellung von fulminanter Idee und Materie bei gleichzeitiger Verschmelzung von kritischem Statement, Bedürfnis, Lust, Sinnesfreude und Vergänglichkeit erlebt in dieser künstlerischen Position einen Höhepunkt, der seinesgleichen sucht und zudem begeistert durch prickelnde Authentizität. Überlassen wir dieser Tage das Kunstgeschäft doch einfach unseren vier- sechs- oder achtbeinigen Kollegen und suchen uns anständige Jobs! ☹



Das agile Duo K&K vor ihrem Werk „M.0:1A US“. Foto: Christiane Gaebert



## Eumel im Hinterhof

Musik verbindet Menschen und stiftet Gemeinschaft. Nach der erzwungenen sozialen Isolation der vergangenen Wochen hat das Mozartfest Würzburg seine Musik in einer neuen Form ganz nah zu den Würzburgern gebracht – und dies mühelos unter Einhaltung aller geforderten Abstandsregeln.

Im Juni hat der Musik-LKW „Der Blaue Eumel“ in Innenhöfen des Würzburger Stadtgebiets Station gemacht. Der Blaue Eumel ist ein mit einem Flügel ausgestatteter Oldtimer-Lkw, der sich in kürzester Zeit in eine kleine Bühne für Ensembles aus professionellen Musikern und Schauspielern verwandelt, die ein abwechslungsreiches Programm aus klassischer Kammermusik, Jazz und Theater im Repertoire haben – und nun in einer Wohnanlage in der Heinestraße (Bild) begeisterten u.a. mit syrischen und armenischen Volksliedern.

Wunsch und Ziel des Eumel-Teams ist es, Kunst dahin zu bringen, wo sie hingehört: zu den Menschen. So steht das lebendige Kunsterlebnis im Mittelpunkt, hautnah und direkt, das für eine Weile den Coronafrust und die Herausforderungen dieser Zeit vergessen lässt. ♪

*Text: Claudia Hävernack Foto: Wolf-Dietrich Weissbach*

*Der „Jardin Secret“ in der Altstadt von Marrakesch*

# Der geheime Garten von Marrakesch

*Foto: Markus Mauritz*



# Kunst und Chlorophyll

Die Gärten von Marrakesch sind eine faszinierende, aber auch bedrohte Kulturform.

*Text und Fotos: Markus Mauritz*

Was für ein Anblick! Pflanzen aus aller Herren Länder wachsen dicht an dicht. Kräuter, Sträucher, Bäume, hohes Gras. Grün in all seinen Facetten: Kakteen und Agaven, Orchideen und Rosmarin, immergrüne Blätter und dornenbewehrte Zweige. Ordnung in dieser botanischen Unübersichtlichkeit schaffen ein schnurgerader Wasserlauf und Wandelgänge aus hellgrün glasierten Bejmat-Kacheln, die rechtwinkelig auf einen Pavillon in der Mitte des Gartens zulaufen. Zellij-Mosaik schmücken den kleinen Brunnen im Zentrum des „Jardin Secret“ in der Altstadt von Marrakesch. Nachmittags vermischen sich die Zitrusgerüche der Orangenblüten und die herben Düfte von Olivenbäumen und Lavendelstauden zu einem betäubenden Aroma.

Eine fensterlose Mauer rund um den „geheimen Garten“ hält den Lärm der Straße und scheinbar auch die Hitze des Tages ab. Inmitten einer Wüstenstadt wird das Paradiesische eines solchen Gartens besonders deutlich. Die Geometrie der Anlage interpretiert die im Koran skizzierten Bauformen arabischer Gärten. In der 13. Sure heißt es dort etwa über das Paradies: „In seinen Niederungen fließen Bäche. Und es hat andauernd Früchte und Schatten. Das ist das letzte Ziel derer, die gottesfürchtig sind.“ Die üppige Pracht der Pflanzen und Früchte, vor allem aber das für alles Leben

*Zellij-Mosaik schmücken den kleinen Brunnen im Zentrum des „Jardin Secret“*



entscheidende Wasser sollen die göttliche Ordnung widerspiegeln. Die 76. Sure verspricht „Quellen, die aus der Erde hervorsprudeln, schattige Haine und Sträucher, deren Früchte leicht zu pflücken und zu genießen sind“. Keine Frage: der „Jardin Secret“ kommt dieser Beschreibung vom Jenseits schon ziemlich nahe!

Fast wäre dieses irdische Abziehbild himmlischer Aussichten für immer verschwunden, wenn sich nicht vor ein paar Jahren einige sehr weltliche Unternehmer zusammengetan hätten, um den jahrhundertealten Riad vor den schon anrückenden Baumaschinen zu retten. Das Bewässerungssystem stammte noch aus der Zeit der Saadiner-Herrscher, die den Riad im 16. Jahrhundert anlegen ließen. Die Hydraulik war mit solcher Meisterschaft konstruiert, daß sie nach ein paar kleinen Reparaturen auch heute wieder funktioniert. Das Wasser dazu stammt aus dem Hohen Atlas, dem Gebirge südlich von Marrakesch, wo in normalen Jahren noch im Frühjahr Schnee liegt.

Dem Charme orientalischer Gartenbaukunst konnte vor ein paar Jahren auch der Wiener Allroundkünstler André Heller nicht widerstehen. Eine halbe Autostunde südlich von Marrakesch verwirklichte er für rund zwölf Millionen Euro auf einem drei Hektar großen Ackergelände seine Vorstellung eines himmlischen Gartens. Allerdings folgt sein 2016 eröffneter „Jardin Anima“ nicht dem Grundgerüst islamischer Gartengestaltung mit zentralen Achsen, kerzengeraden Wasserläufen und geometrischen Promenaden. Hellers „Seelen-Garten“ verweigert sich übersichtlichen Strukturen. Nichts wird erklärt, alles will entdeckt werden. Vielleicht werden wir uns eines Tages auch im himmlischen Paradies ohne Hinweisschilder und Stadtpläne zurechtfinden müssen!

Eine schwere Pforte aus Holz gewährt Einlaß in Hellers Phantasiewelt aus Kunstobjekten und botanischen Raritäten. Werke von Künstlern wie Keith Haring und Pablo Picasso finden sich im Schatten hoher Sträucher. Hinter einem Abguß von August Rodins Denker fällt der Blick auf eine Arche Noah mit bunt bemalten Fabelwesen aus Holz, Metall und Keramik. Inmitten eines Bambushains steht eine geschnitzte Figurengruppe – eine Familie aus Benin. Überall entdeckt man Durchgänge, aber nirgendwo einen Durchblick. Unter einer Bananenstaude findet sich eine Parkbank

zum Verweilen, und vis-à-vis verbirgt sich eine Skulptur von Friedensreich Hundertwasser. Von allen Seiten hört man das Zwitschern der Vögel, das Plätschern von Springbrunnen und das Quaken der Frösche. Verschwenderisch der Umgang mit Wasser inmitten dieser Wüstenlandschaft! Ein übermannshoher Keramikopf versprüht aus seinem Mund alle paar Augenblicke einen feinen Nebel aus kühlem Naß. Einige Schritte weiter recken sich hohe Palmen in den Himmel. Kein Wunder, daß es sechs Jahre dauerte, diese einzigartige Melange aus Kultur und Natur zu schaffen. In der Ferne erkennt man die Gipfel des Hohen Atlas. Eigentlich sollte dort noch reichlich Schnee liegen, der dann als Schmelzwasser im Frühjahr langsam die Bäche und kleinen Flüsse füllen und die Felder der Bauern bewässern würde. Aber in den vergangenen Jahren fiel kaum Schnee.

André Heller war nicht der erste europäische Künstler, den die Farben, das Licht und die Düfte Marokkos inspirierten. Der französische Maler Jacques Majorelle wurde nach dem Ersten Weltkrieg im damals noch französischen Marokko seßhaft und ließ sich ein wenig außerhalb der Altstadt von Marrakesch eine Villa errichten. Rings um das repräsentative Anwesen im heutigen Stadtteil Guéliz, wo es bis dahin nur Sand und Steine gegeben hatte, legte er einen Garten an. Aus

*Familie im „Jardin Anima“*



der ganzen Welt brachte Majorelle von seinen Reisen Pflanzen mit und schuf eine urbane Oase. 1962 mußte er nach einem schweren Autounfall nach Frankreich zurückkehren. Er starb in einem Pariser Krankenhaus. Heute liegt er auf dem Friedhof seiner Geburtsstadt Nancy begraben.

Nach Jacques Majorelles Tod stand seine Villa lange Zeit leer, und der 4 000 Quadratmeter große botanische Garten verwilderte, bis im Jahr 1980 der französische Modeschöpfer Yves Saint-Laurent und dessen Lebensgefährtin Pierre Bergé das komplette Anwesen kauften und mit viel Hingabe restaurierten. Jacques Majorelle wäre wohl längst vergessen, hätte er der Nachwelt nicht seinen wunderbaren Garten hinterlassen und das nach ihm benannte Majorelleblau geschaffen – ein spezielles Kobaltblau, das noch intensiver leuchtet als das Blau des Himmels über Marrakesch. Unübersehbar ist der „Jardin Majorelle“ inspiriert von marokkanischen Riads, den Wohnhäusern mit Innenhöfen, und klassischen arabischen Gärten. Klare Linien kennzeichnen die Architektur der Malervilla. Rund dreihundert verschiedene Pflanzenarten gedeihen auf dem Anwesen. Ein pfeilgerader Wasserlauf durchschneidet den Garten und schafft eine lange Sichtachse vom Bambushain gleich nach dem Eingang bis hin zum ehemaligen Atelier des Künstlers – in strahlendem Majorelleblau gestrichen und wie Tarzans Baumhaus von Pflanzen überwuchert. In weiten Bögen krümmen sich Wege entlang farbenprächtiger Sträucher und schattenspendender Bäume, vorbei an Kakteenreihen und Seerosenteichen.

Immer wieder öffnen sich verblüffende Perspektiven, bis alle Wege am Musée Berbère enden. Hier, in Majorelles ehemaligem Atelier, ist heute zu sehen, was Yves Saint-Laurent in jahrelanger Sammelleidenschaft an wertvoller Berber-Kunst zusammengetragen hat – und was den Modeschöpfer immer wieder zu seinen Kollektionen inspirierte: Teppiche, Stoffe, Keramik, Kleider, aufwendiges Geschmeide und üppiger Kopfputz. Bereits 1997 gründete Pierre Bergé den „Majorelle Trust“, eine Stiftung, dank der die Pflege der Anlage auch in Zukunft gesichert ist. Zwanzig Gärtner und Angestellte kümmern sich täglich um die Blumenbeete und die Wasserbecken. Nach seinem Tod im Jahr 2008 wurde Yves Saint-Laurents Asche im Rosengarten auf dem Gelände verstreut. Eine hohe Mauer schottet den Garten vor dem Treiben der Stadt ab. Alles öffnet sich nach innen. Die Welt und ihre Probleme scheinen weit weg zu sein. Gegen eine kleine Eintrittsgebühr steht der Garten heute allen offen.

Bei rund 600 000 Besuchern pro Jahr ist freilich von beschaulicher Ruhe und spiritueller Kontemplation nicht mehr viel zu spüren. Ein faszinierendes Zusam-



Im „Jardin Anima“

menspiel von arabischer Architektur, prachtvollem Gartenbau und viel Ingenieurskunst ist der Garten dennoch. Im Jahr 2000 erhielt der Majorelle-Garten eine automatische Bewässerungsanlage, um den Pflanzen die optimale Wassermenge in perfekt getimten Abständen zukommen zu lassen. Die Baumeister der einstigen Saadiner-Herrscher hätten ihre Freude an so viel technischer Raffinesse. Das Wasser kam damals wie heute aus dem Hohen Atlas. Dessen höchster Gipfel, der Toubkal, erreicht eine Höhe von 4089 Meter. Bis in die 1990er Jahre lag dort in manchen Sommern sogar im August noch Schnee. Im Jahr 1980 standen statistisch gesehen jedem Marokkaner 2 500 Kubikmeter Wasser jährlich zur Verfügung, heute sind es gerade noch 720 Kubik – 70 Prozent weniger als vor vierzig Jahren! Die Folgen sind gravierend. Das Wasser muß aufwendig

und über weite Strecken zu den Feldern der Bauern transportiert werden. Das Trinkwasser kommt immer öfter aus Plastikflaschen, und die Dürreperioden dauern von mal zu mal länger. In den vergangenen Jahren stiegen die Sommertemperaturen in Marrakesch an manchen Tagen auf fast fünfzig Grad.

In den Gärten von Marrakesch ist von all diesen Entwicklungen nichts zu spüren. Immer noch halten die üppige Pflanzenwelt und das verschwenderisch eingesetzte Wasser den Lärm und die Hitze des Tages fern. Aber das Paradies ist eben auch hier ein eher unsicherer Zustand. ¶



STAATLICHER  
**Hofkeller**  
 W Ü R Z B U R G  
 SEIT 1128



Wer genießen kann,  
 trinkt keinen Wein mehr,  
 sondern kostet  
 Geheimnisse.

Salvador Dalí

Freuen Sie sich auf **genussvolle Momente**, auf **inspirierende Begegnungen** und **stimmungsvolle Events** rund um den **Wein** in unserem **4557 m<sup>2</sup> Kellerlabyrinth**.



STAATLICHER HOFKELLER WÜRZBURG  
 RESIDENZPLATZ 3 | 97070 WÜRZBURG | T: 0931 30509 27  
[www.hofkeller.de](http://www.hofkeller.de)

# Das Bachhaus in Eisenach

Eine Annäherung

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Als die „Neue Leipziger Bachgesellschaft“ 1907 das Bachhaus in Eisenach, dem Geburtsort von Johann Sebastian Bach, eröffnete, gab sie ihm den Auftrag mit, alles zu sammeln und aufzubewahren, was Bach und sein Lebenswerk angeht. Ein ebenso leicht formulierter, wie schwer ausführbarer Auftrag. Im umfassenden Ansatz spürt man noch den Atem der Aufklärung, während der Beginn der Arbeit geprägt wird vom Willen des Historismus, Zeugnisse einer Zeit in ihrem historischen Gewand zu präsentieren. Manche Objekte wie Bilder eines Skelettes oder eines Schädels mit zweifelhafter Zuschreibung erinnern an magisches Denken, anderes an Devotionalien. Kann man auf diese Weise die Person Bachs beschwören?

Die alten Fragen stellen sich heute noch. Wie kann man einen Menschen, dessen Leben vor Jahrhunderten endete, wieder aufleben, ihn in eine andere Gegenwart einsteigen lassen? Seinen Geist, seine Seele, seine Aura aus der Gebundenheit seiner Zeit lösen? Wie kann man ihn begreifen, ausgeschnitten aus dem Geflecht seiner Bezüge, isoliert aus seinem Umfeld? Wer kann verstehen, wie sich sein Charakter formte, wie er sich den anderen Menschen darbot? Wie gehen wir mit einer Person um, deren Werk zeitlebens durchaus anerkannt wurde, deren wahre Bedeutung aber erst viel später erkannt worden ist? Was sehen unsere Augen, vom Glanz des Nachruhmes geblendet? Wie also nähern wir uns heute, mehr als ein Jahrhundert nach 1907 Johann Sebastian Bach?

Erfahrung hat Demut und Bescheidenheit gelehrt. Der all umfassende Anspruch ist einem Programm mit einzelnen Gesichtspunkten gewichen, die stark verdichtet dargeboten werden. Der Blick früherer Zeiten auf Bach wird selbst zum Gegenstand der Ausstellung. Für die Sicht der Gegenwart stehen zwei Ölgemälde von Bernhard Heisig, auf denen Bach farblich aus dem Nebel der Geschichte taucht. Oder eine eichene Skulptur von Gerhard Kurt Müller (\*1926), die einen Bach zeigt, der für das Leipziger Bachhaus 1981/84 geschaffen und abgelehnt wurde, weil sein Ausdruck dort als zu traurig empfunden worden war.

Wie fröhlich kann man sich ihn vorstellen, der mit neun Jahren 1693 Vollwaise wurde? Hatte doch August Hermann Franke noch 1695 die Notwendigkeit gespürt, eine Stiftung zu gründen, um notleidende Waisen und bettelnde Kinder von der Straße zu holen, sie zu erziehen und zu bilden. Eine Tafel weist auf, wie in der



J.S. Bach 1981-84, Skulptur von Gerhard Kurt Müller

Familie Bach Kaskaden von Generationen mit zahllosen Stadtpfeifern, Hofmusikanten, Organisten und Compositeuren das Land zwischen Saale und Werra besiedelten. Musiker quasi als Handwerker. Wie diese hatte auch Johann Sebastian seine Wanderjahre: Ohrdruff, Lüneburg, Weimar, Arnstadt, Mühlhausen, wieder Weimar, Köthen bis er schließlich in Leipzig Anker warf. Und doch diese Stadt gern wieder vertauscht hätte, wenn der Verdruss mit seinen Dienstherrn übermächtig wurde. Immerhin hat er in Leipzig nicht nur Tausende von Kompositionen notiert, sondern mit zwei Frauen auch 20 Kinder der Welt geschenkt, darunter natürlich wieder Musiker, deren Ruhm zeitweise den des Vaters verschatteten.

Das Bachhaus in seiner gegenwärtigen Gestalt geht aus dem ersten Preis eines Architektenwettbewerbs hervor, der 2007 dem Architekten Berthold H. Penkhues aus Kassel zugesprochen wurde. Drei Baukörper finden sich zu einem Winkel zusammen. Drei unterschiedliche Baukörper, die sich in der Höhe und Zahl der Geschosse der umliegenden Bauweise am Frauenplan einfügen, sich in Ausdruck und Gestaltung aber deutlich abheben. Der älteste Baukörper besteht eigentlich aus zwei zusammengebauten alten Häusern von 1446 und 1458, die man Mitte des 19. Jahrhunderts fälschlich für Bachs Geburtshaus gehalten hatte.

Durch eine gläserne Fuge getrennt, schließt ein vorspringender Neubau an das verputzte Fachwerkhäus





Bachhaus, Interieur

an, den eine skulpturale Formgebung als Hauptteil und barock anmutende Reverenz an Johann Sebastian Bach erkennen läßt, was die Bekleidung der Fassade mit rautenförmigen Kalksteinplatten neben den verputzten Bauteilen noch einmal betont. In seinen stark geschlossenen Baukörper ist der Haupteingang geschnitten, dessen Glasfront der Blick durch den Bau bis in den Garten im Hintergrund leitet. An der Schwelle des Neubaus zum Altbau ist die Tür des Thomaskantorhauses aus Leipzig eingebaut, das einzige, von dem sicher ist, daß es Bachs Hand selbst berührt hat.

Ein dritter Körper für die Verwaltung vollendet den Winkel, in einfacher Form verputzt, ähnlich der beginnenden Moderne zu Anfang des 20. Jahrhunderts. In den Winkel eingespannt liegt, dem ältesten Bau zugeordnet, ein barock empfundener Garten. Ein Auditorium ergänzt den Freiraum. Die Ausstellungen auf 600 Quadratmeter folgen dem Alter der Gebäude, Neues zu Neuem, Altes zu Altem. Die Inneneinrichtung des Altbaus illustriert die Sicht auf Bach zur Gründungszeit des Hauses, bereichert durch eine reiche Sammlung von historischen Musikinstrumenten, die erkennen läßt, wie schwer sie im Vergleich zu heutigen zu spie-

len waren und wie anders sie geklungen haben müssen. Der neue Hauptbau ist der gegenwärtigen Sicht gewidmet. Im Geschoß über einem großzügigen Foyer mit Kasse und Verkauf, in dem Veranstaltungen stattfinden können, ist eine lebendige Ausstellungslandschaft eingerichtet. An den Wänden hängen Vitrinen mit Noten Bachscher Werke, Publikationen, Männer und Orte der Rezeption wie zum Beispiel die berühmte Berliner Singakademie von Karl Zelter. In der Mitte des Saales leuchtet eine blendend helle Zelle, die den Besucher in die vollkommene Schwärze ihres Inneren lockt, wo nach einer Phase der Ruhe die Matthäuspasion in Bild und Ton anklingt. Schöner kann nicht erinnert werden, daß jenseits aller ausgestellten Dinge, mögen sie noch so fein sein, Bach in der Musik lebt und immer wieder aufersteht. Ein paar hängende, transparente Sitzkugeln laden zu weiterem Hörgenuß ein. Die sehr lockere und anregende Gestaltung der Ausstellung hat R. Brückner aus Stuttgart erdacht. Ein Besuch des Bachhauses lohnt, wie auch des nahe gelegenen Geburtshauses von Martin Luther, der 202 Jahre vor ihm ebenfalls in Eisenach geboren worden ist. Zwei Giganten aus einer Kleinstadt, die die Welt veränderten. ¶

# Krisenmanagement

(nicht nur für Musiker)

Text und Foto: Achim Schollenberger



So geht es natürlich auch. Man hängt sein Mäntelchen an den berühmten Nagel oder verschenkt gleich den Garderobenhaken selbst nebst Notenständer. Möglicherweise paßte ein Instrument dazu in der ebenfalls berühmten Tonne. Wenn halt alles nichts mehr nützt, fährt man eben Taxi.

Der Brunnenbau in Bad Bocklet ist ein Werk von Johann Philipp Geigel, er wurde in den Jahren 1786 bis 1787 errichtet.



## Wie ein Stück von Mozart

Der Brunnenbau in Bad Bocklet von 1787 wird saniert.

Text und Fotos: Frank Kupke

Von den fünf bayerischen Staatsbädern liegen immerhin drei in Unterfranken. Und Bad Bocklet im Landkreis Bad Kissingen ist sicherlich das idyllischste unter ihnen. Blickfang des Kurparks ist hier der Brunnenbau, der in einer tempelartigen Anlage die zentrale Heilquelle birgt. Die Quelle gilt als eisenhaltigste Deutschlands und wird daher auch Stahlquelle genannt. Entdeckt wurde sie 1724 vom Aschacher Pfarrer Johann-Georg Schöppner und erstmals gefaßt ein Jahr später von Balthasar Neumann. Der Brunnenbau wurde von Johann Philipp Geigel, dem Hofarchitekten des Würzburger Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal, in den Jahren 1786 und 1787 errichtet. Hiervon zeugt die Inschrift, die im Tympanon

der Fassade zu sehen ist: „Für das Beste der leidenden Menschheit erbaut im Jahre 1787.“

Das Gebäude besteht aus zwei Flügeln, die durch ein Peristyl verbunden sind, das sich zu den Auen der Fränkischen Saale hin öffnet. Stilistisch befindet sich das Gebäude genau an jener Stelle, an der der Barock in den frühen Klassizismus übergeht. Derzeit bietet der Brunnenbau einen ungewöhnlichen Anblick. Er ist eingerüstet. Grund sind Sanierungsmaßnahmen, wie das bayerische Finanzministerium auf Nachfrage der **nummer** erläutert. „Die Sanierungsmaßnahmen umfassen eine grundlegende Wieder-Inwertsetzung des Gebäudes nach mehreren Jahrzehnten der Nutzung“, so das Ministerium weiter. Hierbei geht

es demnach unter anderem um einen neuen Anstrich der Fassade, eine Neueindeckung sowie den „Austausch der Fenster und Fensterläden nach historischem Vorbild“. Außerdem umfaßt die Sanierung den Angaben zufolge die „Erneuerung der technischen Gebäudeausrüstung einschließlich der Hausanschlüsse bis hin zur Renovierung und Neugestaltung der Gästezimmer entsprechend dem aktuellen Stand der Zeit“.

Die Kosten für die Sanierung des Brunnengebäudes teilen sich „Freistaat und weitere Träger (Caritas)“, so das Ministerium gegenüber der **nummer**. Zur Kostenhöhe konnte das Ministerium noch nichts sagen, weil noch nicht alle Gewerke vergeben seien. Begonnen wurde mit Vorarbeiten im März vergangenen Jahres, die eigentlich Bauarbeiten starteten im November.

„Der Abschluß der Sanierungsmaßnahmen ist für den Spätherbst 2020 geplant“, teilt das Ministerium mit. Bad Bocklets Kurdirektor Thomas Beck zeigt sich angetan von den Maßnahmen. Er gehe von einer „Aufwertung“ der Anlage durch die Sanierung aus, so der Geschäftsführer der Staats-

bad und Touristik Bad Bocklet GmbH zur **nummer**. Seine Glanzzeit erlebte Bad Bocklet, lange bevor es offiziellen Badstatus bekam (das war 1937). Nämlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sich hier zahlreiche illustre Kurgäste aufhielten, darunter etwa Schelling, seine Geliebte und spätere Frau Caroline, die damals noch mit Schlegel verheiratet war, und die bayerische Kronprinzessin Marie, die Mutter Ludwigs II. Die Formensprache des Brunnenbaus atmet freilich noch ganz den Geist des ausklingenden 18. Jahrhunderts und wirkt wie ein Architektur gewordenes Werk von Mozart.

Und doch ist hier bereits der Beginn einer neuer Ära zu spüren, die über die Goethezeit hinausweist. So ist es sicher nicht falsch, daß Bad Bocklet gerne als Biedermeierbad vermarktet wird. Aber wer mit offenen Augen durch den Kurpark geht, für den ist es unübersehbar, daß in dieser Anlage mit dem Brunnenhaus im Zentrum ein Esprit und eine hellwache Geisteshaltung ihren Ausdruck findet, die uns Heutigen jede Menge zu sagen hat. ¶



Noch bis in den Spätherbst laufen am Bad Bockleter Brunnenbau Sanierungsarbeiten.

## Teure Späße

Vandalismus ist kein Scherz.

Text:  
Angelika Summa  
Foto:  
Achim  
Schollenberger



*Auch hier fehlt etwas:  
Nur noch ein Griff in der  
Hand des Hl. Burkardus.*

In der vergangenen Woche meldete die Pressestelle der Stadt Würzburg unter der euphemistischen Überschrift „Teure Späße auf der Alten Mainbrücke“ wiederkehrenden Vandalismus an den Brückenheiligen; erneut müssen einige der Steinskulpturen ausgebessert werden. Diesmal betrifft es den Heiligen Kilian, sein Schwert wurde entwendet, ein Stück seiner Hand fehlt. Des weiteren wurde das Kreuz des Hl. Nepomuk rot angemalt, bei der Joseph-Figur fehlt der Zeigefinger des Kindes. „Ob Nepomuk, Kilian oder Pippin – jede der im 18. Jahrhundert geschaffenen Figuren war bereits Ziel von mutwilligen oder zumindest unfreiwilligen Zerstörungen. Bis zu 10.000 Euro investiert die Stadt jährlich in die Reparatur und Ausbesserung der Beschädigungen – Geld, mit dem auch anderes gemacht werden könnte ...“

Vandalismus als teure Daueraufgabe: Kaum sind die Reparaturarbeiten beendet, fehlt schon wieder ein angetrunkenen - Vandalen, die da nächstens ihre Spuren hinterlassen, erwischt. „Ein Kavaliärdelikt ist das Beschädigen der Brückenheiligen nämlich nicht. Denn zum einen sind die Heiligenfiguren Denkmäler und stehen als solche unter Schutz, zum anderen sind sie eines der jahrhundertealten Wahrzeichen Würzburgs. Es ist kein Scherz, auf den Figuren zu turnen, um Selfies zu machen oder gar Teile als Souvenirs mitzunehmen“, sagt deshalb auch Benjamin Schneider, Baureferent der Stadt Würzburg. „Dies ist eine mutwillige Beschädigung die wir konsequent verfolgen! Ich appelliere an alle Brückenbesucher pfleglich mit den historischen Figuren umzugehen – damit auch andere die Brückenheiligen in ihrer vollen Schönheit bewundern können.“

angetrunkenen - Vandalen, die da nächstens ihre Spuren hinterlassen, erwischt. „Ein Kavaliärdelikt ist das Beschädigen der Brückenheiligen nämlich nicht. Denn zum einen sind die Heiligenfiguren Denkmäler und stehen als solche unter Schutz, zum anderen sind sie eines der jahrhundertealten Wahrzeichen Würzburgs. Es ist kein Scherz, auf den Figuren zu turnen, um Selfies zu machen oder gar Teile als Souvenirs mitzunehmen“, sagt deshalb auch Benjamin Schneider, Baureferent der Stadt Würzburg. „Dies ist eine mutwillige Beschädigung die wir konsequent verfolgen! Ich appelliere an alle Brückenbesucher pfleglich mit den historischen Figuren umzugehen – damit auch andere die Brückenheiligen in ihrer vollen Schönheit bewundern können.“



# Gemeinsam alles gewachsen.



Anzeige

Engagierte Menschen prägen das gesellschaftliche Leben vor Ort. Darum unterstützen wir Vereine und Projekte, die für Zusammenhalt in unserer Region sorgen. Gemeinsam schaffen wir mehr!

Jetzt klicken und helfen unter [sparkasse-mainfranken.de/spendenportal](https://sparkasse-mainfranken.de/spendenportal)

 Sparkasse  
Mainfranken Würzburg

## Short Cuts & Kulturnotizen

**Sommeröffnungszeiten des Spitale an der Alten Mainbrücke: Täglich außer Montag 11.00 – 20.00 Uhr.** In der warmen, hellen Sommerzeit sind die frühen Abendstunden besonders attraktiv für einen Stadtbummel, einen Spaziergang, für das Treffen mit Freunden oder auch für einen Ausstellungsbesuch im Spitale an der Alten Mainbrücke.

Deshalb verlängert die Vereinigung Kunstschaffender Unterfrankens (VKU) die Öffnungszeiten des Spitale in den Abend hinein – von Juni bis einschließlich September bleibt das Spitale abends bis 20 Uhr geöffnet.

„Diese erweiterte Öffnungszeit orientiert sich an der Freizeit der meisten Menschen und nimmt Rücksicht auf sommerliche Temperaturen – wir alle erinnern uns an heiße Sommertage, an denen man erst gegen Abend wieder aktiv wird“, erläutert Andi Schmitt, der Vorsitzende der VKU, die Entscheidung. „Vielleicht freuen sich manche Kunstfreunde über dieses Angebot, gerade jetzt, wo so viele Kulturveranstaltungen nicht stattfinden können.“

[pm]

Der viel zu früh verstorbene Maler, Zeichner, Objektkünstler und Plastiker **Bernd Cibis** (1946-2002) wird mit einer **Retrospektive** im **Würzburger Kunsthaus Gerd Michel**, Semmelstraße 42, geehrt. Sie ist bis zum 10. September zu sehen.

Cibis war experimentierfreudig und stets bereit, neue Strömungen, neue Erfahrungen und Materialien in seine künstlerische Gedankenwelt aufzunehmen und zu verarbeiten. Deshalb gründet sein Schaffen auf Offenheit, Lebensfreude, Kraft, aber auch sozialkritische Töne schlug der in Haßfurt geborene Künstler in seinen Anfangsjahren an.

Öffnungszeiten: Mo-Fr 10-18 Uhr, Sa 10-13 Uhr und nach Vereinbarung. Tel.: 0931-1390.

[sum]

Die Würzburger Lesereihe zu Max Mohrs Roman von 1933 „Frau ohne Reue“ ist virusbedingt auf 2021 verschoben worden, die Begeisterung für den in seiner Heimatstadt nun wiederentdeckten Schriftsteller ist aber immer noch gleichbleibend hoch.

Nun hat Autor und Lyriker **Hans D. Amadé Esperer** den Band **Es sei denn regenbogenwärts** mit

Gedichten Mohrs herausgegeben, um auch den Lyriker Mohr bekanntzumachen. Esperer hatte sich entschlossen, die **Gedichte Max Mohrs**, die „wegen der formalen Brillanz und der thematischen Relevanz ... mit der seinerzeit vorherrschenden expressionistischen Lyrik kontrastieren, aber ohne diese Strömung in ihrer Besonderheit kaum zu verstehen wären“, den repräsentativen Gedichten des Expressionismus gegenüberzustellen, weil, wie es im Vorwort heißt, große Literatur nur im Vergleich zu würdigen sei.

ISBN 978-3-88778-589-5, 88 Seiten, Preis: 14,80 €.

[sum]

### Kunst in Zeiten des Corona Virus



Desinfektionsskulptur von Martha Schubert-Schmidt

Foto: Achim Schollenberger



MARYAN MEHLHORN

Wäsche & Mode hautnah!



Schmalzmarkt 5 · Würzburg  
0931-5 23 04

waeschegraf@t-online.de  
www.waeschegraf.de

Wir führen Bademode  
in den Größen 36 – 56,  
CUP A – H

Wer Qualität will,  
kauft bei Wäsche Graf.



Anzeige

Unterstützen Sie die lokalen Künstler!

Der Künstler  
ist  
anwesend

### **Weltlauf**

Hat man viel, so wird man bald  
noch viel mehr dazu bekommen.  
Wer nur wenig hat, dem wird  
auch das wenige genommen.  
Wenn Du aber gar nichts hast,  
ach, so lasse dich begraben -  
Denn ein Recht zum Leben, Lump,  
haben nur, die etwas haben.

*Heinrich Heine*

**Kunst in Zeiten von Corona**  
März 2020 -